

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 21.

Freitag, den 24. Oktober.

1924.

(20. Fortsetzung.)

Das Schwert von Thule.

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Blaten.

(Nachdruck verboten.)

Wie die schweren, weißen Flocken rieselten in lautlosem Taumeln rings um sie her! Wie die Wellen glucksend gegen die Holzplanken schlugen in wiegendem Takt! O, war das schön! War das unsagbar schön in dieser weiten, grenzenlosen Einsamkeit! Wo war die Welt geblieben mit ihrer Angst und Not? Wo war der Ahne und Elisabeth und Fridolin Luhart? Versunken — vergessen im Meere der Unendlichkeit.

Nur einer war da. Der sah ihr mit den tiefen, fragenden Augen bis in die Seele, und sein scharfes, schmales Gesicht war so nahe bei ihr.

„Otto Malkhan“, flüsterte sie wie im Traum und wollte nach ihm greifen; denn es stand ja nun nichts mehr zwischen ihnen — nichts mehr. Sie beugte sich vor und streckte ihre Hände aus.

„Hier hast du meine Seele — du, O, sie war so flügelstark und heimatlos, ehe sie dich fand. Wie die Silbermöve, die ruhelos um die Nordklippen schreit vor wehwilder Sehnsucht.“

Sie schloß die Augen.

Wer so sterben könnte! O, das müßte schön sein! So schmerzlos hinüberzugleiten vom Leben in den Tod. Dann wäre alles gut — alles — alles! Dann würde Fridolin Luhart sie nicht mehr begehren, und Elisabeth sie nicht mehr so bitter klagend anfehen im Traum. Dann würde Ruhe sein — endlich — endlich Ruhe! Nun würden die kleinen Wellen sie tragen — weit fort — weit fort — bis an andere ferne Ufer. O, wie schlief es sich so süß unter den weichen, weißen Schneeflocken! Die deckten einen zu wie mit einer großen Decke. Wie mit dem weichen Bärenfell, das Otto Malkhan ihr einst geschenkt. Und unter dieser Decke war es so warm, da froh man nicht. O nein, erfrieren konnte man nicht in dieser milden Schneenacht. Aber es konnte sein, daß die kleinen Wellen den Kahn an ein ferne Ufer trugen, wo der Hochwald bis hart niedersinkend an den See. Und wo man Wölfe und Bären gespürt hatte im Neuschnee. —

Immer dichter und dichter tanzten die großen, weißen Flocken durch die lautlose Stille.

Aus dem Hochwald schritten der Vogt und Otto Malkhan, um den Heimweg anzutreten. Rings um sie her rieselte der weiche, weiße Schnee und hüllte alles in seine dichten Schleier. Sie schritten schweigend, hinter ihnen der Knecht mit den langen Jagdspeeren und der Beute. Es war so still ringsum, als sei die Natur in einen tiefen Zauber Schlaf gefallen. Nur dann und wann krächzte irgendwo ein Rabe, oder in den fernern, nächtlichen Wälderweiten heulte ein Wolf auf. Der Ritter Malkhan hielt den Kopf gesenkt und ließ in stillem Behagen den Schnee herniederrieselnd auf Röhre und Wams. Er träumte vor sich hin. Wie es sein mußte, wenn er einst heimkehrte an sein eigen Herdfeuer. Wenn ihm sein Weib dann entgegentrat, das still und ernst in seiner Abwesenheit die heilige Herdflamme geschürt. O, er sah sie so deutlich vor sich. Groß

war sie und weizenblond und hatte ein feines, schmales Gesicht und tiefe, blaue Augen und —

Er fuhr sich über die Stirn und lächelte in die Schneenacht hinaus. Und seine schmalen, festen Lippen murmelten „Heilwig!“

Seit heute mußte er, daß er sie sich erringen mußte um jeden Preis. Nach Demmin würde er morgen reiten und alles klären. Denn wie konnte dieser Luhart die Frau lieben, wenn er so gar nicht nach ihr fragte! Wenn er Monde verstreichen ließ, ohne sich umzutun nach ihr und ihrem Verbleib? Oder er lebte eben nicht mehr.

Otto Malkhan atmete tief und griff nach seinem Hirschfänger im Gurt.

Es war etwas Wildes, Heißes in ihm diesen Augenblick. Aber er zwang sich zur Ruhe. Eines hätte er gerne gewußt: Wie Heilwig über ihn dachte! Oft meinte er, sie sei ihm gut, und dann wieder war sie so schroff und abweisend, daß er sie nimmer verstand. Hatte sie nicht gesagt, sie hätte dem andern freiwillig ihr Wort gegeben? Aber es mußte dennoch ein Geheimnis darüber liegen, das sie sich nur noch nicht zu offenbaren getraute. Irgend etwas, das er, bei Gott und allen Heiligen! aus dem Wege schaffen und beiseiteräumen wollte. Koste es, was es wolle!

Aber da war noch sein Bruder Berend. Würde der mit allem einverstanden sein? Heilwig war nicht von Adel und stammte aus dem fernen, nordischen Land. Aber war das alles nicht so gleichgültig? War sie nicht eines freien Nordmannen Kind und im Wesen schöner und stolzer als manche Fürstentochter, die er an Deutschlands Höfen gesehen? Berend war klug und weitwendend. Er würde dem Glück des Bruders für's Hemmnis in den Weg stellen. Auch liebte er Otto sehr, am meisten von allen seinen Brüdern.

Da schlugen die Hunde an, und durch das Dunkel schimmerten die Lichter der Burg Kummerow.

Als der Torwart die Zugbrücke niedergelassen und die knarrende Pforte geöffnet, schritten sie über den eisernen Burghof und stiegen dann schwer und poltrud die steinerne Wendeltreppe empor zum Bogtgemach. Die Vogtin hatte sie kommen gehört und die Tür weit geöffnet, daß ein Lichtschein auf die dunkle Truppe fiel.

Wohltuend empfing die beiden Jäger die Wärme in dem weiten, einfachen Raum. Es hatte die Vogtin schon sorglich zwei Stühle an das Kaminfeuer geschoben und einen Humpen heißen Würzwein nebst Bechern auf den schweren Holztisch gestellt. Der Vogt war müde auf seinen Stuhl gesunken, denn er war alt und fühlte seine Beine nach dem weiten, beschwerlichen Marsch. Der Schnee tropfte von seinen Kleidern, daß es bald eine große Pfütze auf der Diele gab.

Der Ritter Malkhan war stehen geblieben am Tisch und hatte nur seine nasse Kappe auf die Platte geworfen. Er sah sich suchend um.

„Wo ist Heilwig?“ fragte er dann und griff nach einem der Becher auf dem Tisch.

Die Vogtin machte sich am Herde zu schaffen, denn

sie war ein wenig verlegen ob dieser Frage. Sie fühlte ihr Gewissen nicht ganz rein, daß sie Heilwig die Fahrt erlaubt hatte.

„Sie ist auf dem Rahn hinaus auf den See zum Nordufer, um Fische zu holen. Dieweil ein Bote aus Wolde kam, daß sie dort welche benötigten. Und unser Fischnecht liegt krank.“

Otto Malkan war herumgefahren.

„Heilwig geht auf dem See? Bogtin, seid Ihr bei Sinnen? Wo sie doch eben erst von schwerer Krankheit genas und den Arm schonen muß! Wie konntet Ihr so etwas zulassen?“

Er hatte sie an der Schulter gepackt und drehte sie jäh herum.

Die Alte machte ein weinerliches Gesicht.

„Sie wollte es doch durchaus, Herr Otto. Sie sagte, von Kind an sei sie das Rudern gewöhnt, und ihre Kräfte wären jetzt wieder stark und gut. Ich trage nimmer die Schuld — bei allen Heiligen, nein!“

Otto Malkan griff nach der Weinkanne, die auf dem Tisch stand, und goß die Feldstache voll, die an seinem Gurt hing. Er goß so hastig, daß ihm der dunkelrote Würzwein dabei über die Finger lief. Dann griff er nach seiner nassen Kappe und stülpte sie wieder über.

„Ich will gleich an das Ufer herunter und rufen, damit sie die Richtung wiederfindet. Man kann ja bei dem Schneetreiben nimmer Hand vor Augen sehen. Ihr bleibt oben, Bastian, denn Ihr seid schon müde genug.“

Und ohne die Antwort des Alten abzuwarten, war er aus der Tür und die Treppe herunter.

In wenigen Augenblicken stand er am See. Beide Hände legte er muschelförmig an den Mund und schrie Heilwigs Namen in das Dunkel. Aber so oft und so laut er auch rief — es kam keine Antwort.

Da sprang er in den nächsten Rahn, riß die Kette los und stemmte die Ruder ein. Es war, als führe er mitten in ein Nebelmeer, von dem man weder Anfang noch Ende kannte. Irgendwo mußte hinter flatternden Wolkenfetzen der Mond stehen, denn es war nicht mehr so dunkel wie vorher. Ein unsichtbares, milchiges Licht lag über See und Ufer. Und nun ließ auch das Schneien nach. Immer langsamer, immer vereinzelter fielen die Flocken. Und jetzt brach sich ein sunst-umschleierter Vollmond siegreich Bahn durch die abziehenden Schneewolken. In tiefer Schwärze lag der weite, regungslose See, im Kranze der frischbeschnitten, monderhellsten Wälder. Es war wie in einem Märchenlande aus anderen Welten.

Aber der Mann im Rahn hatte heute kein Auge für diese grenzenlose Schönheit ringsum. In starken, gewaltigen Stößen glitt sein Boot durch die lautlose Nacht. Und sein Auge spähte nach allen Seiten, so scharf und durchdringend wie das eines Falken. Dann hielt er wieder inne und rief mit hallender Stimme den einen Namen über die Flut. Immer wieder — bis er fast heiser war. Und dann lauschte er regungslos hinaus in die Stille. Aber nur die Hunde im Burghof antworteten und fern im Hochwald ein hungriger Wolf.

Da suchte er zusammen. Wenn sie nun versucht hatte, das andere Ufer zu gewinnen? Wenn sie zu Fuß hatte heimkehren wollen durch den tiefen, tiefen Schnee, ohne Weg und Steg?

O Gott, nur das nicht! Weil das ihr sicherer Tod gewesen wäre! Und er sah im Geist die hungrigen Wölfe mit ihren lüfternden, funkelnden Augen wie schwarze Schatten über den Schnee huschen und nach ihr grinsen.

Der kalte Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn.

„Heilwig!“ rief er noch einmal, und es klang fast wie Stöhnen von seinen Lippen. Nun war er bei den großen Fischtügen am Nordufer. Hier hatte sie hingewollt und hier war auch das Ziel seiner Fahrt. Denn wo sollte er noch suchen?

Aufrecht stand er im Rahn und spähte und spähte.

Dann schrie er auf.

Trieb dort nicht im Schatten der Tannen, wenige Schritte nur vom Ufer, ein Rahn?

Aber er schien steuerlos, und niemand saß darin.

Wo war Heilwig?

Mit wenigen starken Ruderschlägen war er neben dem anderen Boot.

Und da sah er sie im Mondschein liegen, das Haupt hintenübergesunken, in eine weiße Schneedecke gehüllt.

Fortsetzung folgt.

Der Dorfheld.

Von Heinz Scharpf.

Der Held eines Dorfes zu sein ist keine leichte Aufgabe. Don Juan auf dem Lande bewegt sich nicht auf dem Partett. Zwar schwört man nicht mehr Buttrache in bäuerlichen Kreisen, aber dafür um so mehr blutige Rache.

Sepp Kreiderer, der Blonde hünenhafte Moosbauernsohn war ein solcher Siegfried.

Und keine Geschichte ist typischer für den lederhosenen Don Juan, für den vergötterten Dorfhelden. Darum wollen wir sie hier auch kurz erzählen.

Sepp Kreiderer ging eines Abends frisch und gesund fort und erwaarte achtundvierzig Stunden darauf, um und um in Warte verpackt, im bezirksamtlichen Kreisbital, allwo er sofort der Liebling des alten Spitalarztes wurde. Nicht nur, daß jede Nacht an ihm doppelt und dreifach hielt und man ihn trotz der zahlreichen Pöcher wieder zu einem rechtschaffenen Menschen zusammenschließen konnte, er war auch sonst ein schöner, ungewöhnlicher Mensch voll Fröhlichkeit und einnehmender Eigenschaften.

Es war wirklich kein Wunder, wenn besagter Sepp bei der halben Weiblichkeit eine bevorzugte Stellung einnahm und diese mit allen Kräften zu behaupten versuchte.

Daß ihm darob die Männer an den Leib rüdten, hatte er nicht zum erstenmal erfahren, daß ihm aber die verfluchten Frauenzimmer überraschend an den Hals kommen könnten, das sollte er hier im Spital erleben.

Und das kam so: An der Tür des Krankenhauses hing eine Tafel:

Besuchszeit von 2 bis 3 Uhr.

Anmeldungen in der Aufnahmefanzel.

Am einem Sonntagnachmittag nun, Punkt 2 Uhr, betrat die Kessi Schwandner die Kanzlei und gab dem diensthabenden Assistenzarzt bekannt, daß sie den Sepp aus ihrer Heimat zu sprechen wünsche.

„Welchen Sepp?“ erkundigte sich der Doktor.

„Den Sepp aus Raxbach.“

„Ja, habt Ihr nur einen Sepp in Raxbach?“

„Ich hab' nur den ein!“ verlegte das Mädchen etwas gekränkt.

„Und wie heißt der?“

„A so, wie er hoakt! Er is halt dem Moosbauern sei Sohn. s' Guat hoakt Hobeager und schreiben tut er sich Kreiderer.“

„Kreiderer?“ nickte der Assistenzarzt und wies die G'schamige auf Zimmer 23, dritter Stod.

„Grüß Gott und dank schön!“ sagte Kessi Schwandner, ergriff ihr Handtäschchen und wiederholte ihm hinausgehen noch ein paarmal die erhaltene Auskunft, um sie sich ja genau einzuprägen.

Nach fünf Minuten war ein zweites weibliches Wesen da, das sich gleichfalls nach dem Herrn Sepp Kreiderer erkundigte. Im Auhern grundverchieden von dem ersten Besuch, nannte sich das Fräulein Lina Böhler, trug einen wallenden Federhut und eine larve übermoderne Jade und war Serviermaid im Gasthaus zum Bräu. Sepps Zimmernummer schrieb sie sich in ein mallrotes Ledernotizbuch, dann griff sie in ihre Börse und wollte dem Assistenzarzt für die gefällige Auskunft etwas überreichen. Da dieser dankend ablehnte, reichte sie ihm gnädig die Hand und gab ihm mit besauberndem Lächeln ihre Serviernummer im Bräu bekannt. Darauf rauschte sie hinaus wie eine leibharrige Gräfin. Mit einem bedauernden „Adon!“ drückte sie die Tür einem jungen Mädchen in die Hand, welches nach langer Hin- und Heritotterei schließlich errötend gestand, daß es den Sepp Kreiderer, den, wo was sie in Raxbach so schandvoll zugerichtet hätten, gern sehen möcht, und sie erzählte, immer mehr in Verwirrung kommend, daß sie die Tochter vom Raxbacher Wirt sei, die Jenzl, und der Vater durchaus nichts von ihrem Besuch erfahren dürfte, da er sie sonst in Grund und Boden bineinschlagen täte.

Als dann aber noch zwei Weibsbilder, eine Fanni und eine Sephi, den Sepp überraschen wollten, trug der Assistenzarzt an dieser Wallenwallfahrt zu dem immerhin noch Schonungsbedürftigen doch Bedenken und er meldete die Angelegenheit dem gerade eintretenden Spitalarzt.

Der schlug die Hände über dem Kopf zusammen und kam gerade noch zurecht, um von seinem Lieblingspatienten den Hauptantritt der fünf Frauenzimmer abzuwehren, die gerade zur Attade konzentriert gegen Sepps Bett vorrückten. Er befahl: „Das Ganze halt!“ und ließ zur Abkühlung die Damen vorerst einmal auf den Gang hinaus treten. Dann wurden sie schön der Reihe nach wieder eingelassen.

Als erste stürmte die Dame mit dem Federhut herein.

die war nicht länger zu halten. Erst ließ sie den Sepp überhaupt nicht zu Wort kommen. „Wer sind die ausgehauenen Brauenstimmer?“ schrie sie ein um das andere Mal und verschlang ihn dabei mit rollenden Augen. Sepp ließ sie geduldig austoßen. Er hatte seine Ruhe vollständig wiedergefunden.

„Aber, Leni“, sagte er dann milde, „wie kannst du denn überhaupt was Schlechtes von mir denken? Wer wird denn gleich so in Saft geh'n wegen a paar to unschuldigen Madeln? Die besuchn mich halt aus alter Freundschaft, aber schaug's bloß amal an, ob da eine an Veraleich mit dir aushalt!“ Und er gestand mit stolzem Brustton, daß er eine haben müßt, die was gleichschaut, wie die Leni, die wie eine Gräfin daberkam und zu ihm passe wie seine. Dann bat er die Verzeihende, sie möge lieber ein andermal wiederkommen, damit sie sich nicht genieren müste, und er tät ihr das schon genau mitteilen, wenn dies am besten wäre.

Fräulein Leni Wälder ließ vier Schachteln Zigaretten da und verließ, versöhnt und vornehm, wie sie gekommen, das Lazarett.

Hierauf trat die Rest-Glühwandner an Sepps Bett. Sie meinte bestigt, nahm aus ihrer Tasche zwei Pfund Butter, legte sie auf den Tisch und wollte sich wieder stillschweigend entfernen.

Da aber sagte der gute Sepp, sie solle durchaus nicht bestümmert sein und überhaupt nichts Schlechtes denken von ihm. Und sie wisse, daß er nur auf das Herz schaue und ihn der schönste Federnditich fast lasse und wenn eine leibhaftige Gräfin drangredet war. Eine Gutmütigkeit wie die ihre aber fände er weit und breit nicht mehr und darum hätte das mit den anderen gar keine Bedeutung und er tät ihr's schon noch schreiben, wann sie wieder kommen solle. Zum Abschied küßte er sie herzlich und tätschelte ihr das Herzeleid in alter Liebe aus dem Leibe.

Dann aber, als die Seppi eintrat, zog der Sepp andere Saiten auf. „Schamit di net?“ brummte er, „mi so vor'm Dokta zu blamieren. Hab' i dir vielleicht schon amal an Grund zur Eiferlucht geh'n? Fünf Jahr kennst mi jetzt schon und machst a so a Gaudi her! Moanist, wann i amal so lang bei aner bleib', bringst mi so schnell a zweite weg? Und fünfte schon gar net! Das hätt'it wissen können!“ Seppi ließ zerrührt drei weiße Kaffeestruhen da und versprach hoch und teuer, erst wiederkommen, sobald der Sepp Genaueres schreiben tät. Der Jens aber sagte der aufatmende Sepp, die alten Weiber wären wie Ketten und könnten's halt nicht begreifen, daß man nach den jungen, sauberen lieber ausschau. Und er hätte überhaupt nur Augen für die Kasbacher-Jenzi und für alle anderen sei er blind. Er tät sie aber recht schön bitten, nicht mehr ins Spital zu kommen, da noch andere Kasbacher da wären und es ihr Vater sonst am Ende derfahren könnte. In ihrem Glück schenkte die Jenzi ihrem geliebten Sepp ein großes lebzeltes Herz und ihre ganzen parnischen Küchel und entfernte sich dann auf den Zehenspitzen, um nur ja recht leise hinaus zu hulchen.

Gott sei Dank! Nun konnte der Kasbacher Don Juan aufatmen und in Ruhe der Jenni keine unwandelbare Liebe versichern, wobei er des öfteren betonte, ihm könnten alle Weiber den Buckel herunter rutschen, ob jung, ob alt, ob schön, ob häßlich, nur die Jenni nicht, weil die so ganz anders wär wie die anderen, das wisse sie ja selber ganz genau, das brauche er ihr ja nicht erst zu sagen.

Und als er auch diese treue Seele zu sich befehrt hatte, schlug es drei Uhr und die Liegenden mußten scheiden. Jenni legte zur heiligen Erinnerung dem Sepp ein großes Stück Hausgelehtes ins Bett, daß ihm das Herz im Leibe lachte und er den Abschied fast nicht verward.

Als die Luft rein war, zählte Sepp Kreiderer vier Schachteln Zigaretten, zwei Pfund Butter, drei weiße Kaffeestruhen, fünf Kilogramm Hausgelehtes, ein lebzeltes Herz und zwanzig Baperische Küchel.

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Kreiderer, Kreiderer“, ermahnte er den Sünder, „danken Sie Gott, daß die Sache so alimpflich für sie abgelaufen.“

„Ja“, leuzte der Sepp, „s hätt' nebenaus geh'n können, wann's der Teufel a sehn hätt'. Herrschaft, wenn die Viehel da dawischen kommen wär.“

„Die Liesl?“ traute der Spitalarzt, „wer ist denn das?“
„Und strahlend lachte der Sepp:
„Das ist nämlich meine verbrochene Braut.“

Duft und Körper.

Von Friedrich Frelsa.

Um den Körper des Menschen ist ständig ein Raum, der erfüllt ist von seinen Ausstrahlungen und Ausströmungen. Die Persönlichkeit findet ihre Grenze nicht in der Haut, auch nicht in der Kleidung, die die Form der Persönlichkeit anzunehmen pflegt. Ein weiteres Kraftfeld ist vorhanden. Sehr geheimnisvoll sind die Ausstrahlungen, die wir elektrisch nennen können, obwohl wir nicht genau wissen, wie sie eigentlich beschaffen sind.

Von den Fernbeeinflussungen, die von einer Persönlichkeit zur anderen gehen, wird jeder die einfachste kennen. Eine Frau geht auf der Straße. Der Blick eines Mannes folgt ihr. Obaleith sie die leicht dreißig Meter entfernt ist, wendet sie sich um, als würde sie von dem Blick berührt. Hier ist ein kleiner Beweis für die Ausstrahlungen einer Persönlichkeit zur andern gegeben. Wir kennen viele Wirkungen dieser Art. Die Bewegung der Hand ist nicht nur die Bewegung eines Körperteils. Sie ist eine Bewegung, die in die Ferne

wirkt, die geistig symbolische Kraft besitzt, aber auch gleichzeitig Ausstrahlungsenergie.

Die große Kunst des 16. Jahrhunderts hatte die ausstrahlenden Kräfte der Bewegung wohl begriffen. Der größte Meister dieser Ausstrahlungskunst dürfte Michelangelo sein und in seinem Werke der stärkste Ausdruck die Erweckung Adams durch Gottvater zum Leben. Wie hier aus der schlafenden Gotteshand die Belebuna wie ein elektrischer Funke überspringt zu dem wozlgeformten Erdenkloß Mann, der sich belebt, ist das tiefste Erfassen jener Fernwirkungen, die oft auch magisch genannt werden.

Wir brauchen uns nicht in rot beleuchtete offulte Experimentierräume zu begeben, um Fernwirkungen bestimmter Persönlichkeiten zu beobachten. Im Leben treffen wir sie täglich. Es sind Wunder, denen die wir durch Gewohnheit abgestumpft sind, für die wir unsere Instinkte neu beleben müssen, ehe wir sie formal durch Erkenntnis umarmeln. Hinter die symbolische Form der Dinge vermag ja keine Erkenntnis zu schauen.

Deutlicher als die Ausstrahlungen sind uns die ausströmenden Kräfte des Körpers, die auf seiner chemischen Reaktion beruhen. Es ist die Duftwooge, die von allem Lebendigen ausgeht. An ihr erkennen wir sofort, ob ein Leib gesund ist oder krank, ob sauber oder schmutzig. Der Geruch einer Persönlichkeit ist ihr stärkster Eindruck. Nicht umsonst laßt das Volk: Ich kenne den Menschen nicht riechen!

In der Duftausströmung gibt sich der Mensch in seiner Fülle zu erkennen. Sie belagt, ob er lasterhaft ist, tierisch, aeitig, sie verrät, ob er ein Fleischesser ist oder ein Gemüsesverzehrer. Sie zeigt von weitem das Geschlecht an. In der mit Gerüchen überlasteten Großstadt verlieren die meisten Menschen die feine Nase, genau wie die Hunde, die als echte Kalentiere in den Riesenställen nasenblind werden. Wer sich seiner Persönlichkeit bewusst werden will, muß seinen eigenen Geruch kennen und muß wissen, daß er ihn beeinflussen kann.

Dabei ist hier etwa nicht die Rede von den starken Genussgütern Alkohol, Tabak und Tee, die sich in der Ausdünnung sehr leicht kundgeben. Es ist vielmehr die Rede davon, wie die Diät den Geruch überhaupt beeinflusst. Jedem Menschen ist es gegeben, durch seine Diät den Körpergeruch zu verstärken, abzuwachen, ja sogar umzuwandeln. Ein wichtiges Mittel zur Selbsterkenntnis auch des eigenen Körperduftes ist Fasten. Das feinste Regulativ, um der Körper auf natürliche Weise von seinen Schladen zu befreien. Die chemische Werkstatt des Leibes wird durch das Fasten wieder neu eingestellt. Der Körper kann sich auf sich selbst besinnen. Was ihm eigentümlich ist und nottut stellt er her. Das Überflüssige streift er ab. Die ungebührliche Arbeit der Verdauung und Verbrennung wird auf ein kleines Maß beschränkt. Die Wärme wird durch Verbrennung des Überflusses hergestellt. Alle Sinnen verfeinern sich. Mit dem Organismus verümt sich auch wieder die Nase, und endlich nimmt der Mensch seine Aura, seine nach außen gerichtete Duftpersönlichkeit, wahr.

So wie wir den Körper bekleiden können, können wir auch die Aura einer Persönlichkeit kleiden, schmücken, ja sogar verhüllen.

Die Menschen, die starke Parfüms benutzen, treiben einen Mummenhans, spielen ein Dufttheater vor. Gewöhnlich sind es Verlonen, die etwas zu verbergen haben, eine schlechte Ausdünnung oder Spuren einer üblen Krankheit. Das 17. und 18. Jahrhundert waren das Zeitalter der starken Gerüche, aber in dieser Zeit wuschen selbst Fürsten nur notdürftig Hände und Gesicht.

Noch immer bleibt die Seife die natürlichste Grundlage für den guten Körpergeruch. Die unperfekten, frisch geöffneten Borten veräuern den Geruch nicht. Wir germanischen Völker können stolz darauf sein, daß wir die Seife erfunden haben. Seife war aus Deutschlands Wäldern der erste große Importartikel, der etwa zur Zeit des Augustus nach Rom gelangte.

Es erahnt sich also, daß der wäherliche Mensch, der seinen Körpergeruch kennt, ihn ähnlich bekleidet, wie er den Körper zu den verschiedenen Tageszeiten einhüllt. Eine Frau, die frisch vom Moranbade kommt, muß anders duften als eine Frau, die sich nach einer Mittagsmahlzeit zu Sieita beahbt, und anders wiederum wird die Ausströmung sein, wenn sie in einem Tanzgewande sich durch die Erregungen eines Festes heizen läßt.

Alkohol und Zigarren müssen immer den Geruch verunstalten. Die Mundreinigung ist daher für den Menschen, der seinen Körpergeruch überwachen will, eine selbstverständliche Pflicht. Ein frischer Atem vermittelt mehr Liebe als ein süßes Wort.

Wer seine Aura kennt und mit ihr zu leben weiß, ist um ein gutes Stück der Lebenskunst reicher als der Mensch, der für sich selbst keine Nase besitzt.

Vorahnung.

Es dunkelt der Wald, ein Zweiglein bricht
Mir unter den langsamem Fühen.
Bald wird in des Baches Spiegellicht
Der erste Stern mich beglücken.
Wenn ich einst nicht mehr am Leben bin:
Was sollt' mit mir viel geschehen?
Ein anderer Takt nur zum gleichen Sinn —
Sonst bleibt wohl alles bestehen.

Heinrich Watz.

Welt und Wissen

Eine Expedition zur Erforschung des Walfisches. Der Walfischfang ist infolge der schrankenlosen Ausbeutung in den nördlichen Meeren immer weniger ertragreich geworden. Die Tier nach der Ausbeutung der wertvollen Riesentiere erreichte ihren Höhepunkt, als man im Jahre 1904 sich den neuen Gebieten in der Antarktis zuwandte. Der Fang wurde mit einem vorher unbekanntem Eifer betrieben, und wie man unter den Tieren aufräumte, geht schon aus der Tatsache hervor, daß während der Fischzeit von 1911/12 mehr als 10 000 Walfische gefangen wurden. Die beunruhigende Abnahme in der Zahl der Arten und der Tiere erforderte immer gebietlicher eine Schutzmaßnahme, der aber eine genauere Erforschung des so viel genannten und in seinen Lebensgewohnheiten doch noch so unbekanntem Säugetieres vorgehen muß. Das englische Kolonialamt hat deshalb eine Expedition ausausrüstet, über die einer der Teilnehmer W. B. Vocrast im „Manchester Guardian“ berichtet. Als Forschungsobjekt wurde das frühere Schiff des Polarforschers Kapitän Scott, die „Discovery“ gewählt, die für die Fahrten im Treibeis besonders geeignet ist. Die Hauptaufgabe der Expedition besteht darin, die einzelnen Arten der Walfische, die gejagt werden, genau festzustellen, die Zahl dieser verschiedenen Arten und die Wirkungen, die der Fang auf jede ausübt. Dafür ist es von Wichtigkeit zu ergründen, ob die Walfische in den antarktischen Gewässern identisch sind mit denen in den Meeren nördlich des Äquators. Davon hängt für die Schiffsmassnahmen sehr viel ab. Wenn es sich herausstellen sollte, daß die Walfische Dauerbewohner der Antarktis sind, dann würde es genügen, sie allein unter Schutz zu stellen. Wenn aber, wie man vermutet, die antarktischen Walfische nach diesen Gegenden nur auf ihren Wanderungen von den Meeren nördlich des Äquators kommen, dann müssen alle Walfische überhaupt geschützt werden. Es scheint, daß der Aufenthalt der Tiere in der Antarktis begrenzt ist. Sie unternehmen ihre Wanderungen nach dem fernen Süden nur zu dem Zwecke, um sich an den ungeheuren Schwärmen kleiner Krustentiere, die diese Gewässer während der Sommermonate bepflegen, satt zu fressen. Um nun diese vermuteten Wanderungen der Walfische genau festzustellen, wird man die Walfische markieren. Kleine Spieße die Metallplättchen mit Aufschrift tragen, werden den Walfischen in die dicke Fettschicht ihres Rückens geschnitten. Da diese Spieße nur wenige Zoll eindringen, so dürfte es den Walfischen gar nicht zum Bewußtsein kommen, daß sie „gezeichnet“ sind. Von diesen markierten Tieren werden nun früher oder später einige festgefesselt werden. Wenn nun diese Metallplättchen, die ihnen in der Antarktis angeheftet wurden, bei Tieren gefunden werden, die in den arktischen Gewässern während der Fortpflanzungszeit gefischt sind, dann würde die Identität der antarktischen und der arktischen Walfischerden erwiesen sein. Die Walfischfänger, die fast ausschließlich Norweger sind, zeigen sich zwar über die Abnahme der Tiere sehr beunruhigt; sie haben aber im letzten Jahrzehnt bewiesen, daß sie mit ihren Konomethoden selbst auf des Aussterben des Walfisches hinarbeiten, und sie müssen daher vor sich selbst durch Schutzmaßnahmen gerettet werden.

Eine Zeitung mit drei Abonnenten. In London gibt es eine Zeitung, die sich „Anti Top Hat“ nennt, und die den Kampf gegen die hohe Hüte führt. Dieses merkwürdige Organ war von einem Conderlina bearbeitet worden, der sich sein Leben damit vertrieb, gegen die ihm verhaßte Hutform Sturm zu laufen. Als er gestorben war, fand man in seinem Testament die Bestimmung, daß sein Neffe, dem eine jährliche Rente von 2000 Pfund ausgesetzt war, die Aufgabe übernehmen sollte, das Erbe des Oheims zu pflegen und den Kampf gegen die hohe Hüte weiter zu führen. Der Neffe hat angeichts der verlockenden Einkünfte die sonderbare Klausel gern in Kauf genommen. Und so erscheint „Anti Top Hat“ weiter, monatlich einmal und leider unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Das Blatt wird nämlich nur in drei Exemplaren hergestellt, von denen zwei den Testamentvollstreckern zur Verfügung stehen, die auf die Ausübung der letzten Bestimmung des Erblassers zu achten haben.

Neue Bücher

* Karl Gjellerup: „Die Weltwanderer“. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Hier haben wir es mit einer Dichtung zu tun, die in fremdartigem Gewande große Menschheitsfragen löst. Vergangenheit und Gegenwart läßt die eigenartige Doppelhandlung fast traumhaft zusammenfließen, und man merkt kaum etwas davon, daß der Dichter, dessen Werk eine ungeheure Fülle von Wissen um den Buddhismus, dessen Welt und Sprache zurunde liegt, mit ungeheurer Liebe das Problem der Seelenwanderung aufrollt und ihm viel Wahrscheinliches zubridet, ohne es strikt auf den Thron alles menschlichen Geschehens zu erheben. Was aber diesem Roman des Nobelpreisträgers seinen beiden Handlungen zugrunde liegenden, ethischen Wert verleiht, das ist die große Traak weiblichen Heldentums im Thema der Vergangenheit, dem in der Gegenwart ein hoher, schwer erkämpfter Sieg beschieden ist im hohen Gedanken der irdischen Unsterblichkeit. Die Ausstattung des Wertes ist musterhaft.

* Jakob Bühner: „Die sieben Liebhaber der Eulene Breilinger“. Roman. (Gretlein u. Co., Verlag, Leipzig.) Eulene, das kleine Bureaufräulein, ist plötzlich zu Vermögen gekommen und sucht durch die Zeitung einen Mann. Unter den vielen Bewerbungen stellt sie sieben zur engeren Wahl, fliegt aus zur Brautigamschau und gewinnt dabei sieben Liebhaber. Denn — ob sie von der Idolle im Arbeiterhaus dem kinderliebenden Vater gefolgt genommen wird, ob vom Hotelbetrieb und dem Besitzer, vom schüchternen Pastor, vom Großindustriellen — von jedem vermeint sie, es sei der Rechte. In atemraubendem Tempo geht die Fahrt weiter, am tollsten mit dem genialen Hochstapler, mit dem sie im Flugzeug flieht und in einer Gletscherwaite landet. Unvermerkt, auf die anmutigste Weise, fordert Bühner auf, über unsere menschliche Bedingtheit nachzudenken, über Liebe und Ehe, über unsere wirtschaftlichen Einrichtungen — das ist der Reiz des Buches.

* „Italienfahrt“ von Friedrich Karl Bus. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. N.) Bus weiß über das viel behandelte Thema Neues und sogar viel Neues zu sagen, weil er mit den Augen eines überlegen lächelnden, alles verstehenden Philosophen gereist ist, der die politische und künstlerische Geschichte des Landes genau kennt und weil er alles Geschaute mit den Verhältnissen der deutschen Heimat in Beziehung zu bringen weiß. Die „Italienfahrt“ von Friedrich Karl Bus läßt sich so mit einem Führer der üblichen Art überhaupt nicht vergleichen. Sie ist mehr denn sie zaubert den Geist und die Stimmung des Ortes und des Landes in unser Empfinden, sie erzählt, berichtet, plaudert, belehrt, rät, erklärt und wenn man das Buch ausselektet, dann hat man einen guten Freund gewonnen.

* „Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld“ von Johannes Haller. (Verlag Gebüder Baetel, Dr. Georg Baetel, Berlin.) Die Memoiren des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, die im vorigen Jahre unter dem Titel: „Aus 50 Jahren. Erinnerungen, Tagebücher und Briefe“ von dem Tübinger Professor Johannes Haller, im gleichen Verlag herausgegeben wurden, erhalten jetzt ihren vollen historisch-politischen Wert durch das umfassende Lebensbild des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, das unter Auswertung des gesamten, außerordentlich umfangreichen Materials von hoher Werte aus rückhaltlos die Wahrheit verbreitet. Nicht nur wegen seiner historisch-politischen Bedeutung, sondern ebenso durch das ungewöhnlich farbige Kulturbild, das sich aus der Fülle dieses in jeder Beziehung ungewöhnlichen Lebens entwickelt, muß dieses Werk zu den hervorragendsten der Memoirenliteratur gezählt werden.

* „Eine Vorlesung Kants über Ethik“. Im Auftrage der Kantgesellschaft herausgegeben von Paul Menser. (Van-Verlag, Rolf Heise, Berlin.) Der staltliche Band erschien als Heftgabe der Kant-Gesellschaft zur 200. Wiederkehr von Kants Geburtstag und bildet einen Gipfelpunkt der neuen Kant-Literatur.

* „Gotische Häusermadonnen in Mainz“, so lautet das von Dr. R. Buch in Mainz herausgegebene, 24 Seiten starke Heft, das loben (in der Rheinischen Verlags-Gesellschaft m. b. H. in Koblenz) erschienen ist. Dr. Buch gibt in kurzen, leichtverständlichen Sätzen eine ausreichende Würdigung der religiösen Häuervplastik. Vom 13. Jahrhundert aussehend, beschreibt er auf Grund von eingehendem Studium die einzelnen Madonnen, die in tabellösen Reproduktionen dem Werke beigegeben sind.

* „Familien-Stammbuch“. Erfreulicherweise bürgert sich immer mehr der Brauch ein, daß bei Eheschließungen, also bei Gründung einer Familie, ein Familienstammbuch angeschafft wird, in das alle wichtigen Begebenheiten des Ehe- und Familienlebens eingetragen werden. Als gutes „Haus- und Familienbuch“ kann das (im Verlags-Berlag, Leipzig, Diltstraße 1) in drei geschmackvollen Ausgaben (einfache, Halbleinwand-Ausgabe, Pracht-Halbleder-Ausgabe und Luxus-Ganzleder-Ausgabe) erschienene „Familienstammbuch“ — Gedächtnisblätter für Haus und Familie — bezeichnet werden. Neuartig ist die beigelegte Stammbaumtafel für Eintragungen der Namen der Vorfahren usw. Gedankenverlesen aus den Gedächtnisblättern anderer Dichter und Denker ergänzen als schöne Sinnprüche Text und Bildschmuck der einzelnen Abschnitte.

* „Werden und Wesen der Astrologie“. Von Robert Henning. Mit 34 Abbildungen. (Stuttgart Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckische Verlags-handlung.) Will man die Astrologie begreifen und ihren Wert und Unwert beurteilen lernen, so muß man ihre geistesgeschichtliche Entstehung betrachten und sich mit den Grundzügen des modernen astronomischen Weltbildes vertraut machen. Bei aller Kürze und Verständlichkeit der Darstellung in diesem Buche steht der Leser doch auch das astrologische Weltbild und System in einer geistesgeschichtlichen Notwendigkeit und Macht vor sich aufzuwachen. Ein kurzes Schlüsselwort deutet den entwicklungsgeschichtlichen Anschluß der Gegenwart und Zukunft an die unsterblichen Kerngedanken der Astrologie an.

* „Zu Tee und Tan“ Band 6: 25 moderne Tänze herausgegeben von C. Morena, erschien im Drei-Maslen-Verlag (Berlin-München) mit Beiträgen bekannter Operettenkomponisten, wie Rob. Stolz, S. Hirsch, R. Nelson, Sommerer, G. H. u. a. Den Klavierbearbeitungen ist auch zum Teil der Text beigelegt.